

Der Fremde auf Corsika.

Erzählung von Georg Loh.

(Fortsetzung.)

Das junge Mädchen senkte das Auge, erröthete und sprach mit ungemeiner Grazie:

„Ich werde mich, Charles, ohne Widerstreben in die Befehle meiner Tante, meiner zweiten Mutter fügen.“

„Nur ohne Widerstreben,“ wiederholte Paul, „das ist nicht hinreichend, Therese.“

Therese schwieg, und dieses Schweigen konnte für eine Befehung gelten, Paul wagte es noch immer nicht, demselben diese Deutung zu geben. Er erwiderte mit einiger Verlegenheit, wie er befürchte, daß der etwas tyrannische Wille ihrer Tante auf Therese eine unangenehme Wirkung hervorgebracht habe; und daß er in diesem Falle seine Cousine beschwöre, ihm unverholen einzugestehen, ob sie rücksichtlich seiner nicht irgend einen Widerwillen empfinde. Auf diese Weise gedrängt, lächelte das junge Mädchen, stammelte einige Worte, legte endlich ihre Hand in die Pauls und erwiderte in einem hingebenden Tone: „Woblan, Charles, da Sie es wünschen, will ich Sie wegen der Besorgniß beruhigen, die Sie so eben geäußert haben. Glauben Sie nicht, daß Sie mir bis zu dem Tage Ihrer Ankunft unbekannt waren, und daß der Gedanke an eine Verbindung zwischen uns mir so neu war, wie er es Ihnen ist. Seit ich die Erziehungsanstalt in Naccio verließ, hat mir meine Tante oft wiederholt, daß ich in Frankreich einen jungen, reichen, mit vielen Vorzügen begabten Cousin besäße und daß ich mich als dessen künftige Gattin zu betrachten hätte. — Ich habe mich an diesen Gedanken gewöhnt und als ich Sie gestern sah, war ich weder furchtsam noch überrascht; Sie erschienen mir gewissermaßen wie ein alter Bekannter, und ich war auf die rasche Art vorbereitet, mit der unsre Tante uns mit einander verlobte. Mit einem Wort, Cousin, wenn wir verheiratet sein werden, werde ich Sie lieben und wir werden glücklich sein.“

Diese Naivität des jungen Mädchens setzte den armen Paul noch mehr in Verlegenheit.

„Therese,“ entgegnete er, indem er sich dem Angstschweiß von der Stirn trocknete, „Ihre Worte beweisen, daß Sie das nachsichtsvollste und gütigste Mädchen Corsikas sind, aber haben Sie nicht auch daran gedacht, daß ich vielleicht nicht die Vorzüge besitzen könne, die man Ihnen an mir gerühmt?“

„Ei, sein Sie deshalb unbesorgt,“ fiel Therese lächelnd ein, „das Portrait, was man mir von Ihnen entwarf, war eben nicht geschmeichelt.“

„Hören Sie mich an, Therese, ich will Sie nicht täuschen, ich möchte nicht, daß Sie es später bereuen, mir Ihr Glück anvertraut zu haben. Man hat Ihnen vielleicht nicht gesagt, daß ich heftig, aufbrausend sei —“

„Ist es nicht das Loos des Weibes zu dulden und zu gehorchen?“

„Sie haben vielleicht auch bemerkt,“ fuhr Paul fort, „daß meine Manieren nicht die eines Mannes von Welt sind; daß ich derb, ein wenig rauh bin.“

„Selbst auf dem Lande erzogen,“ fiel Therese ein, „weiß ich nicht, was Sie die Manieren der Welt nennen, Sie besitzen jene natürliche Höflichkeit, die weit mehr werth ist.“

Paul wußte nicht mehr, was er derjenigen, die er liebte, noch weiter vorbringen sollte, um sich ihr in einem ungünstigen Lichte zu zeigen.

„Hören Sie, Cousin Charles,“ nahm Therese wieder das Wort, „sahen Sie nicht fort, aus falschem Schamgefühl die Fehler zu übertreiben, welche Sie etwa besitzen mögen. Dem sei, wie ihm wolle, wir sind mit einander verlobt und unsre Verbindung muß stattfinden, soll ich nicht beschimpft dastehen. Machen Sie sich also aus falscher Bescheidenheit nicht unvollkommener, nicht schlimmer als Sie sind, denn wäre das Project meiner Tante hinsichtlich Ihrer nicht in Erfüllung gegangen, dann hätte der Gemahl, den man mir alsdann bestimmt haben würde, mir in Betreff des Glücks weit weniger Bürgschaft geboten, als Sie. Sie wissen also nicht, daß Sie einen Nebenbuhler hatten, bevor Sie mich kennen lernten.“

„Einen Nebenbuhler?“ fragte Paul rasch.

Er begriff zwar, daß Therese nicht die Selbne werden könne, aber er wollte auch nicht, daß sie eines Andern Gattin würde.

„Beruhigen Sie sich,“ sprach Therese, „dieser Nebenbuhler ist mir eben so sehr zuwider wie Ihnen, es ist dieser Intendant, der sich einer Schlange gleich bei uns eingeschmeichelt hat, es ist Cesario.“

„Wie, dieser armselige Bauer wagt es, seine Augen bis zu Ihnen zu erheben?“

„Er ist der Günstling meiner Tante, sie kann ihn nicht entbehren, und er hat eben so sehr durch seine Arglist, wie durch seine Dienste ihr Vertrauen gewonnen. Während Ihr Vater und unsre Tante mit einander uneins waren, glaubte dieser Mensch auf meine Hand Anspruch machen zu können. Ich weiß nicht, ob meine Tante seine Hoffnungen in dieser Hinsicht ermutigt hat; was mich betrifft, so habe ich ihn stets mit der Verachtung behandelt, die er mir einflößt. Aber was konnte ich thun? ich verdanke alles meiner Tante; sie hat bei mir Mutterstelle vertreten; und wenn sie darauf bestanden hätte, würde ich ihr, trotz meines Widerwillens, gehorcht haben.“

„Ich aber werde es nicht dulden!“ rief Paul Duvert außer sich.

„Sie haben bemerken müssen,“ fuhr Therese zu Paul gewandt fort, „mit welchem kaum verhehlten Zorn und Hass er Zeuge Ihrer Ankunft, und des Benehmens der Madame Bianchi war. Als Ihr Vater noch zögerte, Sie hieher zu senden, suchte Cesario das Herz meiner Tante mit dem Verdahte zu erfüllen, daß jener sie getäuscht habe. Zum Glück hat die Letztere nichts davon geglaubt, und Ihre Gegenwart hat jede etwaige Besorgniß gehoben. Kurz, Charles, Sie und ich, wir haben beide zu schwer jenen Menschen verlegt, der trotz seines demüthigen, unterwürfigen Aeußeren niemals eine Beleidigung verzeiht. Sie können daher überzeugt sein, daß wir in ihm einen Todfeind besitzen. Ich weiß selbst nicht einmal, ob er nicht vielleicht schon in diesem Augenblicke gegen uns intrigirt. Gestern Abend schien er mir arglistiger als je.“

„Was kümmert uns das!“ bemerkte Paul in einem wegwerfenden Tone; „leider fürchte ich für unsere Verbindung größere Hindernisse, als die, welche Cesario uns entgegen stellen könnte.“

Das junge Mädchen schien ein wenig verletzt.

„Will Herr Charles Labecio mir etwa zu versprechen geben, daß diese Hindernisse von ihm berrühren könnten?“ fragte sie.

„Glauben Sie es nicht, Therese, glauben Sie es nicht!“ rief Paul mit großer Lebhaftigkeit, wie von seinen Gefühlen unwillkürlich fortgerissen. „Gott ist mein Zeuge, daß ich, um das Glück zu erringen, Ihr Gatte zu werden, der größten Gefahr Trotz bieten würde. — Ich wollte Ihnen nur bemerken, daß vielleicht unerwartete Zufälle, Unmöglichkeiten —“

„Was wollen Sie damit sagen, erklären Sie sich deutlicher, mein Herr,“ sprach das junge Mädchen, indem sie sich mit einem edlen Stolz aufrichtete.

„Sie mißverstehen mich, Therese, stammelte Paul Duvert. Ich gedachte nur der Bedingungen, welche Madame Bianchi bei dieser Heirath stellt und die sie mir heute mittheilen wird. Ich weiß ja nicht, ob in dem, was sie mir offenbaren wird, sich nicht irgend ein unübersteigbares Hinderniß findet —“

„Sie sind sehr bereit, ein solches Hinderniß voraus zu setzen,“ fiel das junge Mädchen in dem Tone von vorhin ein, „meine Tante hat mich nicht zur Theilnehmerin ihrer Geheimnisse gemacht, aber so seltsam sie auch in ihrem Betragen erscheinen mag, so bin ich doch fest überzeugt, daß sie auf meine Hand keinen Preis gesetzt haben wird, den ein Mann von Ehre zurückweisen könnte. Ich vermute, daß sie es dem künftigen Gatten ihrer Pflgetochter zur Bedingung machen wird, jährlich einige Monate in diesem Lande zubringen. Aber ich sehe jetzt was eigentlich Ihre Absicht ist, Herr Charles, Sie wollen irgend einen Beweggrund hervorsuchen, um einen Plan zu vereiteln, dessen Erfüllung Sie gestern zu wünschen schienen: Sie hoffen, daß meine Tante oder ich Ihnen Veranlassung geben werden, ein Wort zurückzunehmen, welches Sie in der Ueberraschung gaben. Ja, ja, ich weiß wohl in Ihre Rede zielt, ich hätte im Voraus denken können, daß ein junges Landmädchen wie ich keinen Anspruch darauf machen kann —“

„Um des Himmels willen, Therese, ich beschwöre Sie,“ unterbrach sie Paul.

Das junge Mädchen fuhr in Thränen ausbrechend fort: „Ich belege nur, mein Herr, daß Sie gestern nicht das Vertrauen besaßen, unser Tante unverhohlen einzugestehen, daß irgend eine Verpflichtung, irgend ein junges, reizendes Mädchen Ihres Landes —“

Diese Prüfung war allzu hart; Paul vermochte dieselbe nicht zu bestehen.

„Wohlan, so mag geschehen, was da wolle,“ rief er in einem entschlossenen Tone. „Befragen Sie mich nicht, Therese, über die Ursache meines seltsamen Benehmens; aber ich liebe Sie, ich habe niemals eine Andere geliebt, und werde Sie mein ganzes Leben lang lieben. Wenn Sie es wollen, so soll uns von jetzt an nichts mehr trennen. Um Sie zu besitzen, werde ich jeder Gefahr Trost bieten, will ich alles wagen, denn ich liebe Sie.“

So sprechend schloß er die halbohnmächtige Therese in seine Arme. Bei der Letzteren war jetzt jeder Zweifel gehoben.

Der glückliche Paul wollte die Ausöhnung mit einem Kusse besiegeln, als er aber seine Lippen denen Theresens näherte, ließen sich in einiger Entfernung mehrere Stimmen vernehmen.

„Da ist er! da ist er wirklich!“ rief es in italienischer Sprache.

Therese richtete sich erschrocken auf.

„Himmel, man hat uns gesehen!“ rief sie.

Paul wandte sich lebhaft, um sich zu überzeugen, wer diese Störung verursacht habe, und gewährte einige Schritte von sich entfernt den Griechen Cesario. Er war von drei Bauern begleitet, welche mit ihm heran getreten waren, ohne von den beiden Liebenden bemerkt zu werden.

Therese hob in Ihrer Verlegenheit den von Paul Duvert geschossenen Hasen auf, der noch immer zu ihren Füßen lag; Duvert aber trat unwillig auf Cesario zu und maach ihn von der Scheitel bis zu den Fehen.

„Ich hoffe, guter Freund,“ sprach er in einem verben Tone, „Ihr werdet auf diese Weise nicht lange den Späher machen. Seit ich bei meiner Tante angelangt bin, verfolgt ihr mich wie mein Schatten, Eure Ohren sind stets geöffnet, meine Worte zu erlauschen. Das gefällt mir nicht, merkt Euch das; solltet ihr nicht genug französisch verstehen, so bin ich bereit, Euch meine Rede in eine Sprache zu übersetzen, die in jedem Lande verständlich ist.“

So sprechend zeigte er dem Griechen seine kräftige geballte Faust; Cesario aber ließ sich durch diese drohende Demonstration nicht einschüchtern, er lächelte verächtlich, wie Jemand, der seiner nahen Rache gewiß ist, dabei verbogte

er sich tief und erwiderte mit seiner süßlichen Stimme:

„Möge mein junger Herr seinem armen Diener verzeihen, ich kam nicht hieher, um ihn zu belauschen, oder seine Geheimnisse zu erspähen; Madame Bianchi aber, meine verehrte Herrin, hat mich beauftragt, Sie aufzusuchen, um Sie aufzufordern, sich unverzüglich zu ihr in das Haus zu begeben; es betrifft eine Sache von der größten Wichtigkeit, deshalb nur habe ich mir erlaubt —“

„Gut, gut,“ antwortete Paul, indem er dem Intendanten ohne Weiteres den Rücken zuwandte, „ich werde sogleich der Aufforderung meiner Tante Folge leisten.“

(Fortsetzung folgt.)

Vermischtes.

Berlin. Am Sonntag Morgen, als eine Anzahl von frühaußgegangenen Berlinern im Biergarten promenirte, rückte auch eine Cavalleriecolonne mit vollständigem Train beim Hofsäger vorüber. Die Trainpferde sind meist noch ebensovienig an den neuen Dienst gewöhnt wie die Pferde, welche ihnen anvertraut sind, und hierdurch mag sich wohl das schwere Unglück erklären, das sich ereignete. Ein Trainpferd, der einen schweren Wagen fuhr, vermochte nämlich seine Pferde nicht zu bändigen, sie gingen durch, der Unglückliche fiel vom Wagen zwischen die Räder und wurde in dieser Lage eine bedeutende Strecke am Boden hingeschleift, bis der Wagen umfiel und die wildgewordenen Pferde daher nicht weiter konnten. Der Wagen fiel auf den geschleiften Mann, der, als er endlich aus seiner fürchterlichen Situation befreit wurde, bis zur Unkenntlichkeit entstell war. Er war am Kopf vollständig gesunden, sein Gesicht nur eine unformliche blutende Masse. Und dabei lebte der Mann noch und gab sogar Zeichen von Besinnung. Der herbeigeholte Militärarzt ließ ihn auf einer Matratze nach dem Lazareth tragen, schien jedoch nicht viel Hoffnung auf seine Wiederherstellung zu haben. Mehrere Damen, welche Zuschauerinnen dieses Unfalls waren, fielen bei dem gräßlichen Anblick in Ohnmacht.

Berlin. Glasbrenners M.-B. Schreiß: Die Gattin eines hiesigen Kaufmanns, der seit drei Monaten auf Reisen ist, bekam einen nicht geringen Schreck, als sie dieser Tage von einem hiesigen Todengräber die sehr höfliche Anfrage zugesandt erhielt, ob sie wünsche, daß das Grab ihres Herrn Gemahls mit Blumen besetzt und begossen werde, in welchem Falle sie die Güte haben möchte, den Betrag gegen Dinstung zu entrichten. Der Name des jungen Ehe Mannes stand so klar schwarz auf weiß auf dem Papier, daß sich die Gattin in nicht geringer Bestürzung mittelst Droßke nach dem Kirchhof begab, um hier — die Aufklärung eines seltsamen Mißverständnisses zu erhalten. Es war nämlich von Seiten des Todengräbers nicht das Grab

Ihres Mannes, der sich übrigens wohl und munter in Schweden befand, sondern das Grab ihres Vaters gemeint gewesen. Dieser war bereits vor 10 Jahren gestorben, und die Eheleute pflegten den Beitrag für das Pflegen des Grabes immer auf mehrere Jahre voraus zu entrichten; obgleich nun der Vater ganz anders hieß, als der Gatte der jungen Frau, hatte der Todtengräber, welcher die Dame von ihren häufigen Besuchen des Grabes kannte, nicht anders geglaubt, als es sei dasjenige ihres Mannes, daher hatte er nicht nur in der ihr zugesandten Anfrage und Quittung den Namen des jungen Ehemannes als den des Begrabenen gebraucht, sondern es fand sich jetzt auch, daß, da die Arbeiter nie darauf geachtet hatten, welcher Name aus dem Kreuz des Grabes stand, selbiger Ehemann seit 6 Jahren, der vollen Dauer seiner Ehe, in den Gärtnerlisten, Quittungen u. des betreffenden Kirchhofes als Begrabener figurirt hatte.

Berlin. Vor etwa 5 Jahren starb hier eine Dame, welche von allen ihren Angehörigen für reich gehalten worden war, auch so gelebt hatte, als wenn sie einen hübschen Groschen Geld zu verzehren hätte; es erregte daher großes Erstaunen und den Erben der alten Tante auch nicht geringes Vergnügen, als man das vorhandene Vermögen viel geringer fand, als man vermuthet hatte. Namentlich war an baarem Gelde nur eine ganz geringe Summe vorhanden. Die Verstorbene hatte in ihrem Testamente die Höhe ihres Vermögens nicht angegeben, es fand sich unter ihren Papieren auch sonst kein Anhaltspunkt dafür, die ebenfalls schon bejahrte Gesellschafterin, welche übrigens im Testamente gut bedacht war, wurde allgemein für eine durchaus ehrliche Person gehalten, man mußte sich also in das Unerwartete fügen und mit viel Wenigerem vorlieb nehmen, als man zu erben gehofft hatte. Die erwähnte Gesellschafterin erbt das Mobiliar ihrer verstorbenen Herrin, mit diesem bezog sie eine kleine Wohnung und lebte darin still und einsach, ja sogar färglich, was Niemand, der ihre Verhältnisse kennt, Wunder nehmen konnte, bis zu ihrem vor einigen Wochen erfolgten Tode. Derselbe erteilte sie auf einem alten, noch von der erwähnten Herrschaft herrührenden Sopha, den die Verstorbene stets auf das fleißigste gehütet hatte, so daß Nichts natürlicher war, als daß die nächsten Angehörigen der unverheiratheten gebliebenen Dame dieses Sopha, ehe sie es dem Eröbler übergeben, einer genauen Revision unterwarfen. Da fand sich denn zur allgemeinen Verwunderung, daß die Härte des Polsters eine ganz natürliche war, denn das Sopha bestand aus 9000 Thalern in großen Gold- und Silberstücken. Papiergeld war zwar auch im Sopha verpackt, aber nicht in großer Menge. Da die Gesellschafterin niemals Vermögen besessen, auch in ihrem Leben keine Gelegenheit gehabt hat, sich ein solches Vermögen auf eine redliche Weise zu erwerben, nie zu jemand etwas von diesen 9000 Thalern gesagt, ja darauf offenbar auch niemals etwas Anderes, als ein hartes Kopfkissen gehabt hat, so behaupten die Erben der früheren Prinzipalin der jüngst Verstorbenen, daß die 9000 ihrer Erblasserin Eigenthum gewesen und von der Ge-

sellschafterin entwendet worden seien und verlangen die Ausantwortung dieser Summe, die Erben der Gesellschafterin aber denken gar nicht daran, ohne Kampf dieser unerwarteten Erbschaft zu entsagen, und so wird es denn wohl zu einem interessanten Rechtsstreit kommen.

Berlin. Der Kaufmann Elias, der bei dem Attentate auf den Grafen Bischoff den Hohen-Blind mit anfaßen half, wird, wie es heißt, in diesen Tagen eine Lotterie-Kollekte erhalten.

Im Feuilleton der „Weser-Zeitung“ giebt ein Wiener Correspondent über die vielgesuchten Grenzer folgende interessanten Notizen: Die Kroatisch-Slavonische Grenze, die bekanntlich ganz militairisch administriert und organisiert wird, stellt im Ganzen vierzehn Grenzinfanterie-Regimenter und ein, das Litter, Grenzbataillon. In Friedenszeiten thun sie nur in ihrer Heimath Dienst und dies in ziemlich nonchalanter Weise. Meist sieht man an den Ufern der Drau und Sava die Grenzsoldaten im allerbequemsten Neglige, ob dessen manche Dame erröthen mag, die Patronasche umgehängt, das Gewehr im Arm-Wache halten und zugleich Fährmannsdienste leisten, in welchem Falle das Gewehr mit dem Ruder vertauscht wird. Zur Vertheidigung ihrer heimischen Erde eignen sie sich vortreflich. Zum Kriegsdienste außerhalb des Landes mögen die guten Leute schon darum weniger Lust verspüren, weil sie dahel ein Weib und Kind, Acker und Vieh im Stiche lassen müssen und möglichst bedacht sind, sich ihre Lieben zu erhalten. So z. B. erzählt man, daß, wenn ein Grenzer in offener Schlacht einen leichten Streifschuß erhält, sich sofort mindestens zwölf Kameraden seiner erbarmen, um ihm seinen Gtako, seinen Säbel, sein Gewehr u. einzelweife auf den Verbandplatz zu tragen. Zwischen gute Truppen gestellt schlagen sie sich aber auch gut. Das sind die sprochenen Kroaten, mit denen man in Berlin Kinder und Zeitungsleser schreckt. Auch mit den „Nothmännern“, diesem „höllischen Ausbund an Grausamkeit“, hat es sein eigenes Verenden. Allerdings werden in Kriegszeiten aus den Reihen der Grenzer „Grenzflieger-Compagnien“ organisiert, wovon auch jetzt je eine in jedes der beiden Hauptquartiere designirt ist. Lange rothe Mäntel, rothe Hosen, die banditenartige Bewaffnung mit langer Klinte, Pistolen, Dolch und Handschar geben diesen Leuten, die überhaupt aus den Größten und Kräftigsten auserlesen werden, ein ebenso phantastisches als unheimliches Aussehen. Ihre Verwendung im Felde beschränkt sich jedoch auf die Feldgendarmarie, den Lagerpolizeidienst, weil sie eben durch ihr abenteuerliches Wesen selbst der Soldateska imponiren. Zur Aktion kommen sie doch nicht, was hier gleichfalls zur Verhütung der armen bedauernswerthen Grenzbewohner von Schlesien konstatirt sein möge. — Wie einschüchternd aber solch ein Ausstattungsseffekt auf das rothe Soldatengemüth wirkt, dafür diene als Belag die Thatsache, daß unsere sonst unerschrockenen Böhmen und Polen, als sie im Jahre 1859 zum ersten Male den Chasseurs d'Afrique gegenüberstanden, schon zurückwichen, weil sie diese für leibhaftige Gosselweins hielten.